Nr. 71. XXXV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Donnerstag, 8. Februar 1906

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Braunschweiger Gesandtschaftsverzicht.

Die maßgebende Stelle im Herzogtume Braunschweig gedenkt, wie schon gemeldet, die jetzt vakante Braunschweiger Gesandtenstelle in Berlin nicht mehr zu besetzen und schlägt dem Landtage die anderweitige versuchsweise Ordnung der Braunschweiger Vertretung in Berlin vor. Damit ist der Verzicht Braunschweigs auf seine diplomatische Vertretung in Berlin angebahnt. Die bundesstaatlichen Gesandten in Berlin sind wohl ausschließlich durch ihre Stellung als wirkliche oder stellvertretende Bundesratsbevollmächtigte beschäftigt. Daß jetzt Braunschweig so vorgeht, ist an und für sich ein gewisses Novum, denn Braunschweig, mit Besitz zweier Bundesratsstimmen, muß zu den deutschen Mittelstaaten gerechnet werden, im Gegensatze zu den siebzehn Kleinstaaten mit je einer Bundesratsstimme.

Einst hatte Braunschweig je einen Geschäftsträger in Berlin und in Wien akkreditiert und vor 1866 einen umfangreichen Konsulatsdienst im In- und Auslande. Unter den neuen Verhältnissen beschränkte sich die Braunschweiger Diplomatie auf die Gesandtenstelle in Berlin. Dem Vorgange Preußens und der anderen Staaten mit eigenen Gesandten in Berlin folgend, ward auch die Braunschweiger Geschäftsträger- und Ministerresidentenstelle in Berlin eine Gesandtenstelle. Zu zwei Bundesratsstimmen kam Braunschweig, weil die Stimmen im Bundesrate des Norddeutschen Bundes beziehungsweise des Deutschen Reiches nach demselben Verhältnis verteilt wurden wie im ehemaligen Plenum des Deutschen Bundestages (ausgenommen Bayern, das sechs statt vier Stimmen erhielt). Auch die siebzehn Stimmen Preußens sind auf dieser Basis, unter Anrechnung von Hannover, Kurhessen, Holstein, Nassau und Frankfurt berechnet. Bei dem alten Bundestage hielt sich Braunschweig keinen eigenen Gesandten, vielmehr besorgte die Vertretung Nassau. Somit kommt nun wiederum Braunschweig zu ähnlichen Verhältnissen wie vor 1866. Daß das viel größere Hamburg, die wie Braunschweig fast gleich großen Bundesstaaten Oldenburg und Sachsen-Weimar nur eine Bundesratsstimme besitzen, liegt eben in der historischen Begründung. Auch im Deutschen Bundesrate bestehen normale Verhältnisse in bezug auf Vertretung, ähnlich wie dies hinsichtlich des Reichstages und der Reichstagswahlkreiseinteilung der Fall ist.

Es heißt, Braunschweig stünde mit Bayern in Unterhandlung — wegen der Stimmabgabe im Bundesrate und der sonstigen Vertretung. Das möchte zu bezweifeln sein, obzwar der bayerische Gesandte mehrfach den bisherigen Braunschweiger in Beurlaubungsfällen vertrat. Jedenfalls ist die Vertretungsweise belanglos, denn nach Braunschweiger Instruktionen stimmt der Stellvertreter unbedingt ab.

Einen Gesandten in Berlin und damit einen ständigen wirklichen oder stellvertretenden Bundesratsbevollmächtigten haben, von den größten Staaten, wie Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Hessen, abgesehen, Schwerin, Weimar und die Hansastädte. Der Schweriner Gesandte ist auch für Strelitz beglaubigt, der Weimarer für eine Anzahl Thüringer Staaten; der hessische besorgt in der Regel auch Oldenburg und Lippe, und der bisherige Braunschweiger erledigte im Bundesrate Anhalt mit. Die Kleinstaaten haben den eigentlichen Bundesratsbevollmächtigten in der Regel in dem leitenden Minister, der übrigens auch, wie bei Sachsen-Meiningen, durch einen stellvertretenden Bundesratsbevollmächtigten eines anderen Bundesstaates (hier Bayern) vertreten werden kann.

Es kann nichts schaden, daß der Bundesratstisch im Reichstage um eine Persönlichkeit weniger besetzt wird, und im Bundesrate eine Referats- oder Korreferatskraft weniger besteht. Im Gegenteil, die Stellen der ständigen Gesandten der Klein- und Mittelstaaten könnten noch weiter reduziert werden zu gunsten des häufigeren Wechsels der stellvertretenden Bevollmächtigten, eventuell der stimmführenden, soweit sie nicht Minister sind. Dadurch gewänne der Bundesrat mehr sachkundige Referenten und Vertreter im Reichstage. Da könnte ein Klein- oder Mittelstaat bei der Beratung und Bearbeitung großer Gesetze einen in solchen Fällen erfahrenen Bundesratsbevollmächtigten berufen, der entboten werden kann, wenn der Anlaß wegfällt. Während ein Gesandter als Bundesratsbevollmächtigter besteht und bleibt, gleichgültig ob er nach Kenntnissen und Vorbildung befähigt ist, an einem Wirtschafts-, Finanz- usw. Gesetz mitzuarbeiten, ist dies bei einem Sonderbevollmächtigten nicht der Fall. Die Gegner der Gesandteninstitution „im Reiche" sahen jedenfalls das Braunschweiger Vorgehen mit Vergnügen — beweist doch ein Bundesstaat selbst das Ueberflüssige der Institution. Ein eigener preußischer Gesandter in Braunschweig bestand übrigens nie: der preußische Vertreter in Oldenburg ist auch für Braunschweig beglaubigt!

Bureaukratismus in der Krankenversicherung.

Ueber das Ueberwuchern des Bureaukratismus in der Arbeiterversicherung überhaupt und in der Krankenversicherung im besonderen klagt in bitteren Worten in dem jüngsten Hefte der „Arbeiterversorgung" Rechtsanwalt Dr. Fuld-Mainz; er wirft auch den Ortskrankenkassen vor, daß sie vielfach, im Bestreben Simulationen zu vermeiden, bureaukratische Einrichtungen treffen und Vorschriften erlassen, durch welche Verzögerungen und Weiterungen entstehen, unter denen der Versicherte leidet.

So bezeichnet der Verfasser es insbesondere als einen bedauerlichen Zopf, daß bei manchen Kassen die Einrichtung bestehe, die ärztlichen Rezepte ausnahmslos mit dem Kassenstempel zu versehen, und die Kasse die Rechnung der Apotheken nur dann anerkenne, wenn das betreffende Rezept so gestempelt ist. Dr. Fuld fragt, ob, wenn der Arzt des Abends nach Schluß des Bureaus ein Rezept verschreibe, mit der Ausführung auch bis zum anderen Morgen gewartet werden solle und beklagt den Bureaukratismus bei der Schwangerschaftsunterstützung und der Einweisung der Versicherten in ein Krankenhaus. Der Verfasser fährt dann fort

Daß diese Bureaukratisierung die Freude an der sozialpolitischen Versicherung merklich beeinträchtigt, wie sie bekanntermaßen auch das Interesse Bismarcks daran beeinflußte, braucht nur erwähnt zu werden. Die Krankenkassen hatten bislang in ihrer übergroßen Mehrheit sich gegen bureaukratische Gelüste ziemlich widerstandsfähig gezeigt und erkennen lassen, daß sie nicht der Meinung seien, daß die Versicherten um der Kasse willen existierten, sondern umgekehrt, die Kasse um der Versicherten willen. Es ist Anlaß vorhanden, die Kassen darauf hinzuweisen, daß sie ihrer Aufgabe nur dann genügen können, wenn sie auch fernerhin dem Bureaukratismus keinen Eingang gewähren und sich von einer den Versicherungszweck schädigenden Schematisierung systematisch freihalten. Die Verbannung jedes bureaukratischen Geistes kann sehr wohl mit strenger Abwehr der Simulation verbunden werden, und das Beispiel derjenigen gutgeleiteten und ihre Tätigkeit auch insbesondere auf das prophylaktische Gebiet ausdehnenden Krankenkassen bietet ja gerade einen Beweis dafür, daß es sehr wohl möglich ist, Simulationen zu verhüten und doch die Krankenversicherung so durchzuführen, daß sich kein Einwand dagegen erheben läßt. Die intensive Ausgestaltung der Krankenversicherung verträgt sich absolut nicht mit Bureaukratismus und mit Schematismus, sie kann vielmehr nur dann gedeihen, wenn alles geschieht, um bureaukratische Verknöcherung nicht aufkommen zu lassen.

Man wird denn in der Hauptsache zustimmen müssen; freilich sind die Hoffnungen, daß es gelingen werde, die Herrschaft des Bureaukratismus auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung zu brechen, nicht gerade glänzend.

Die fremdenfeindliche Bewegung in China,

die sich zunächst gegen die Amerikaner richtete, droht nun auch auf die übrigen Ausländer im Reiche der Mitte — mit Ausnahme der Japaner natürlich — sich zu erstrecken. Das Reuterbureau meldet aus Washington:

Dem Staatsdepartement gehen fortgesetzt Nachrichten von den amerikanischen Vertretern in China zu, wonach die feindselige Stimmung gegen Amerikaner und amerikanische Waren rasch um sich greift. Es seien Anzeichen vorhanden, daß alle Ausländer in China, möglicherweise mit Ausnahme der Japaner, binnen kurzem ebensosehr betroffen würden als die Amerikaner.

Man brauchte dieser Reutermeldung nicht ohne weiteres Glauben zu schenken, wenn nicht noch Meldungen vorlägen, die dartun, daß die Vereinigten Staaten ernstlich mit der Möglichkeit fremdenfeindlicher Unruhen in China rechneten und dagegen umfassende — auch militärische — Vorkehrungen treffen. Eine Volksbewegung in China gegen eine weiße Macht, die solche Vorbeugungsmaßregeln erfordert, wird aber unweigerlich sich sehr bald gegen alle Weißen richten.

Man höre, wie umfassende Vorkehrungen die Vereinigten Staaten gegen die drohende Gefährdung ihrer Bürger in China für nötig halten. Das Kabel meldet aus Washington:

Die Regierung, die in Erwartung von Störungen in China Truppen nach den Philippinen entsendet, hat auch die Kreuzer „Chattanooga" und „Galveston", die sich gegenwärtig im Mittelländischen Meere befinden, nach den Philippinen beordert, wohin der Kreuzer „Concord" bereits unterwegs ist.

Eine andere Washingtoner Meldung — vom 5. Februar — besagt:

Wie amerikanische Offiziere, die von den Philippinen in San Francisco eingetroffen sind, mitteilen, steht in Manila eine starke amerikanische Streitmacht zur sofortigen Entsendung nach China bereit, wo Unruhen in naher Zukunft befürchtet werden. In Washington ist bereits seit einiger Zeit bekannt, daß die amerikanische Regierung mit einem neuen Ausbruche des Fremdenhasses in China, besonders in den südlichen Provinzen, rechnet und daß sie glaubt, daß sich die fremdenfeindliche Strömung besonders gegen Amerikaner und amerikanische Unternehmungen richten wird. Jüngst aus China eingetroffene Nachrichten scheinen diese Annahme zu bestätigen, und die amerikanische Regierung will deshalb auf der Hut und in der Lage sein, ihre Bürger und ihre Interessen in China zu schützen. Die amerikafeindliche Strömung in China wird genährt durch die dorthin gelangenden Mitteilungen über brutale Behandlung von Chinesen bei der Einwanderung oder bei Reisen nach Amerika. Die drückendsten Bestimmungen der Einwanderungsgesetze sind zwar bereits auf besondere Verordnung der

Familienpensionat.

[Nachdruck verboten.]

Von

Theodor Wolff.

△ **Paris,** im Februar.

Es hat von Zeit zu Zeit einen Minister gegeben, einen guten und tugendhaften Minister, der seine Mitbürger von der Spielleidenschaft heilen wollte und den Pariser Spielklubs mutig den Krieg erklärte. Diese guten und tugendhaften Minister sind verschwunden, die Spielklubs sind kaum noch zu zählen, und es mag leichter sein, den Sand der Sahara in Schubkarren fortzuschaffen, als das Glücksspiel in Paris zu verhindern. Eine solche Verbreitung der Spielsucht muß den Moralisten bekümmern, der unter den Verfehlungen seiner Zeitgenossen noch schwerer zu leiden pflegt, als unter dem eigenen. Aber Athen wäre vielleicht nicht Athen gewesen, wenn nur Plato und Sokrates in seinen Mauern gelebt hätten, und Plato und Sokrates hatten die Tugend nicht lehren können, hätte Athen nicht gesündigt.

Die Pariser Spielklubs, so vollkommen sie auch sein mochten, litten bisher an einer bedauerlichen Eigentümlichkeit, die den Besuchern der Spielhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts nicht bekannt war. In den Tagen, da François Regnard seine berühmte Komödie „Der Spieler" schrieb, und in den Tagen der „Regence", des Palais-Royal und der Halsbandaffäre wurden die Damen in den Spielsälen geduldet, und erst nach der Revolution, oder noch später, vertrieb man Eva auch aus diesem Paradiese. Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Damen, die nach der Spielsaal-Atmosphäre Verlangen tragen, bis nach Monte-Carlo und Nizza oder doch bis zu den französischen Badeorten reisen müssen, und so hat man nur human und einsichtsvoll gehandelt, als man jetzt in Paris auch eine Anzahl Spielklubs „mit Damen" gegründet. Diese Klubs haben keinerlei Aehnlichkeit mit jenen Frauenbünden, in denen das schöne Reformkleid vorherrscht, und sie erinnern auch weder durch ihre Ziele noch durch ihr Publikum an den Berliner Bygrumklub, der so hohen und edlen Aufgaben gewidmet ist. Sie sind, wie man ohne weiteres bekennen darf, keine Pflanzstätten der Kultur, aber für die Frauenbewegung haben auch sie eine Bedeutung, denn sie vertreten in ihren Statuten den Grundsatz: das Weib ist die Partnerin des Mannes.

Es gibt nun in der Gegend der Gare Saint-Lazare einen „Cercle", der die Blüte der Demimonde mit einem kleinen Baccarat erheitert, und den eine reifere Dame mit den Exparnissen ihrer Karriere gegründet hat. Es gibt einen Klub in der Nähe des Bois, der wegen winziger Unregelmäßigkeiten für eine Weile geschlossen ist, und es gibt noch einige andere Spielhäuser, die den schlechteren Spielklubs der Riviera so ungefähr gleichen. Aber zwischen diesen banalen Instituten, in denen die leichtsinnige Weiblichkeit eintönig dem Glücke nachjagt, habe ich vor kurzem ein Haus entdeckt, das einen ganz eigenen Charakter besitzt, und in dem die guten Geister sich mit den bösen begegnen. Wer den Wunsch hegt, diesen Klub zu besuchen, muß natürlich die Forderungen des Gesetzgebers erfüllen und Klubmitglied werden, aber Harun al Raschid hat, als er die Sitten seiner Untertanen studieren wollte, noch weit Aergeres tun müssen. Die kleine Formalität wird übrigens leicht und schmerzlos erledigt, und ehe man noch Zeit hat, es sich zweimal zu überlegen, ist man schon aufgenommen und feierlich eingeführt. Die Wege des Lasters sind entschieden weit glatter und bequemer als die Pfade der Tugend.

Das Haus am Rande des Bois de Boulogne, das jetzt den Spielklub beherbergt, war früher ein Familienpensionat. Seit es neuen und glänzenderen Bestimmungen geweiht ist, sind die englischen und amerikanischen Frauleins, die früher hier nisteten, erschrocken geflohen, aber etwas wie ein Duft von Tee, Veilchenseife, Unschuld und Benzin ist in den Räumen zurückgeblieben. Die alte Pensionatseinrichtung ist noch durch keine modernen Klubmöbel ersetzt, an den Wänden hängen noch die sentimentalen Kupferstiche mit ihren züchtigen Julien und platonischen Romeos, auf den eingedrückten Lehnsesseln liegen noch die gehäkelten Deckchen, und im Salon steht neben einer reizlosen Blattpflanze das vielgeprüfte Klavier. Alles in diesem Hause ist geblieben, wie es war, und nur ein großer grüngedeckter Spieltisch, der etwas abseits in einem der Zimmer lauert, verrät den Wandel der Zeiten und der Sitten. Aber dieser große Spieltisch erscheint an dieser Stätte so fremd wie Mephistopheles im Kämmerlein Gretchens, und man glaubt noch immer, in einem Familienpensionate zu sein, in einem spießbürgerlichen Pensionate für platonische Romeos und züchtige Julien.

Als ich das ehrbare Haus betrat, führte mich die Leiterin des Institutes, die lady patroness, in den Speisesaal. Man dinierte an kleinen Tischen, die anmutig mit Veilchen bestreut waren, und man dinierte nicht nur ausgezeichnet, sondern auch auf Kosten der Allgemeinheit. Die vierzig oder fünfzig Herren und die vier oder fünf Damen, die hier ihren Magen versorgten, waren nicht gerade die Elite, nicht die „Creme" oder der „Gratin" der Gesellschaft, aber es ist ja klar, daß die Millionäre davor zurückschrecken, von der Freikost eines Spielklubs allzu häufig Gebrauch zu machen. Von den männlichen Klubgästen schien nur eine Minorität in Frankreich geboren, die Mehrheit kam aus der Fremde, aus Italien, aus Spanien, aus Oesterreich und aus den Balkanstaaten, und diese Ausländer schienen beglückt, hier ein Heim und einen Mittagstisch gefunden zu haben. Es gab unter ihnen junge Kaufleute, entlassene Beamte, zweifelhafte Grafen und bescheidene Börsenmänner, und die meisten schienen nur hier zu sein, weil sie sich den „wilderen", nur von Herren besuchten Spielklubs noch nicht, oder nicht mehr gewachsen fühlten. Die vier oder fünf Damen sprachen mit der lady patroness vom Theater und den Moden und hielten sich taktvoll von jeder Berührung mit der Herrenwelt zurück. Und eine angenehme, wohlige Stimmung herrschte in dem Raum, die Weichen und die Fischsauce dufteten, und alle Anwesenden aßen die vom Spielgewinn gezahlten Speisen mit Appetit und ohne Reue.

Nach dem Diner veränderte sich das Bild, weil nun die eigentlichen Klubgrößen eintrafen. Das männliche Element allerdings blieb, wie es vorher gewesen war, und man sah nicht einmal jenen Typus des „Bel ami", jene interessanten Gestalten, die halbe Zuhälter und halbe Gentlemen sind, und die in Paris so massenhaft herumwimmeln. Aber die Damen, die jetzt erschienen, gehörten zur Aristokratie ihres Reiches, zu den Spitzen der schlechten Gesellschaft, und obwohl die Otero, die sonst regelmäßig zu kommen pflegt, gerade an diesem Abend ausblieb, gab es bald sehr viel Glanz und auch sehr viel Schönheit. Die Damen erschienen in berauschenden Pelzmänteln, mit langen Perlenketten und reizenden Hüten, aber die ruhige und diskrete Eleganz ihrer Toiletten zeigte deutlich, daß sie hier keineswegs auf Eroberungen ausgingen. Sie kamen, weil sie einen freien Abend hatten, und weil ihre Freunde durch ein lästiges Diner oder durch andere Verpflichtungen zurückgehalten waren, und sie kamen um so lieber, und sie fühlten sich um so freier, weil die Zusammensetzung des Herrenpublikums jeglichen Nebengedanken ausschloß. Sie bewegten sich zwischen diesen Klubherren wie Primadonnen zwischen Statisten, und sie lächelten gutmütig, wenn irgendein armer Verlierer am Spieltische seine Mißstimmung zu erkennen gab.

Man spielte ein Spiel, das ich nicht leiden kann: jenes verwässerte Baccarat, das „Chemin de fer" genannt wird. Der Croupier nahm fünf Prozent für die Hauskasse, und in einer Ecke des Zimmers wurden die roten und weißen Spielmarken eingewechselt. Es zeigte sich, daß die Damen weit mehr Mut und Kapitalkraft besaßen als die Herren, und so war es gar kein Wunder, daß sie hartnäckig von